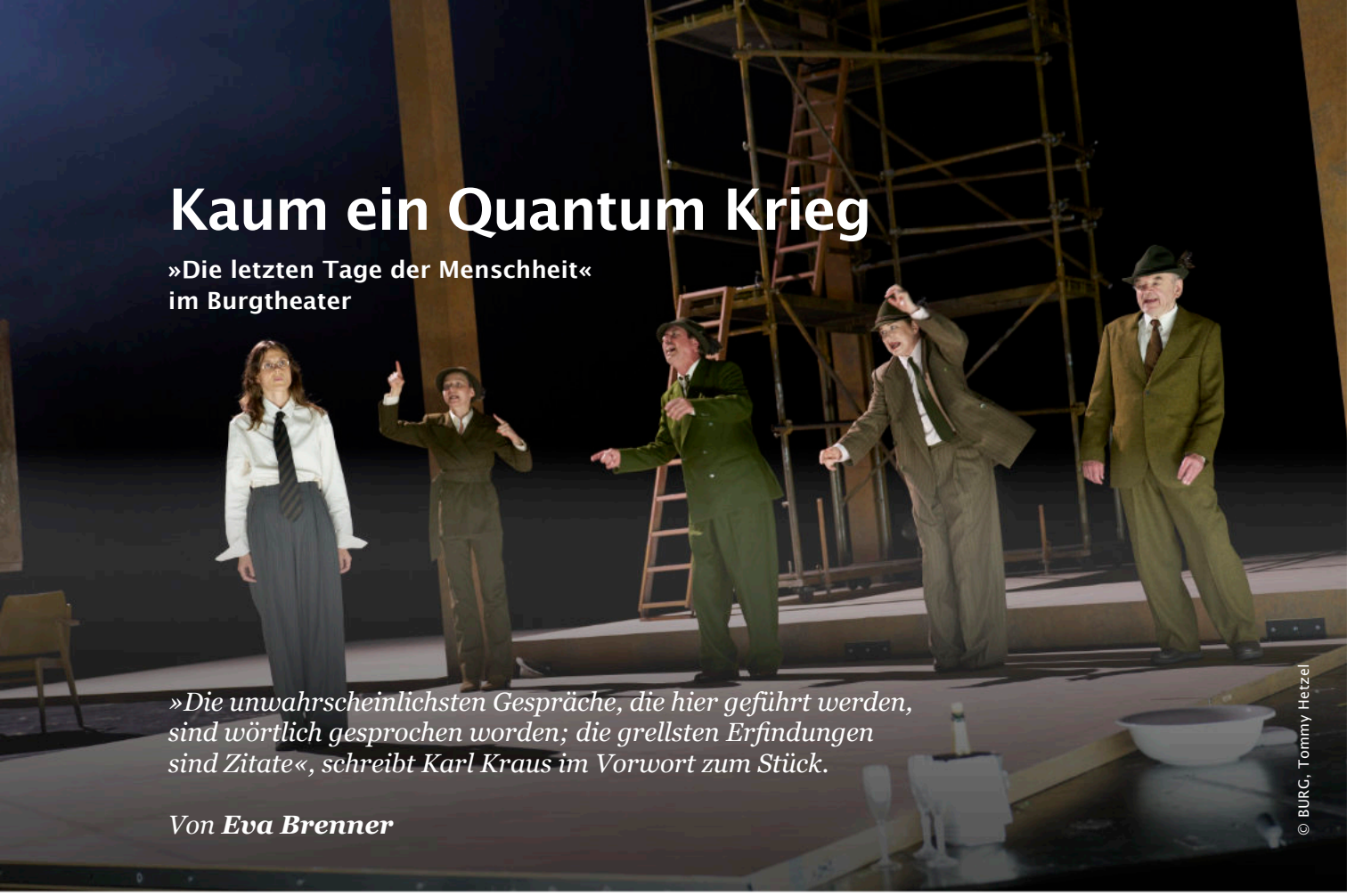

Kaum ein Quantum Krieg

»Die letzten Tage der Menschheit« im Burgtheater

»Die unwahrscheinlichsten Gespräche, die hier geführt werden, sind wörtlich gesprochen worden; die grellsten Erfindungen sind Zitate«, schreibt Karl Kraus im Vorwort zum Stück.

*Von **Eva Brenner***

© BURG, Tommy Hetzel

Die Kriegstragödie in 5 Akten mit Vorspiel und Epilog nennt Karl Kraus (1874-1936), Publizist, Schriftsteller und einer der bedeutendsten Sprach- und Kulturkritiker, Satiriker und Essayisten, Aphoristiker und Dichter deutscher Sprache, ein »Marstheater«. Das monumentale Werk über die Katastrophe des Ersten Weltkriegs, entstanden 1915–1922, führt in 200 Szenen und mit rund 1000 Figuren eine Menschheit im Vernichtungsrausch vor und verdichtet sich zum Panorama des Schreckens, der den Zweiten bereits vorwegnahm, das der Autor selbst für unaufführbar hielt. Er rückt dem Grauen des Krieges mit satirischem Furor auf den Leib, spürt seinem desaströsen Verlauf nach, in der Presse wie im Militärkommando, im Schützengraben wie an der Heimatfront und formuliert eine pazifistische Anklage: Der Krieg habe sich »nicht an der Oberfläche des Lebens abgespielt, sondern im Leben selbst gewütet. Die Front ist ins Hinterland hineingewachsen. Sie wird dort bleiben.« Die meisten Dialoge hat Kraus dem Leben abgelauscht, wobei er den Fokus insbesonders auf den verkommenen Umgang mit Sprache in den Medien und die Meinungsmanipulation richtet, jene Worthülsen aus Kalkül, Betrug und Schönfärberei entlarvt, die unseren Alltag überschatten. »Am Anfang war das Wort. Am Ende steht die Phrase«, notierte Karl Kraus im Vorwort. Von der Nachwelt für den visionären Scharfblick gefeiert, blieb er zu seiner Zeit ein Außenseiter, der mit seinen beißenden Satiren über die Abgründe seiner Mitmenschen relativ allein dastand.

Parallelen zur heutigen Zeit

Der tschechische Regisseur Dušan David Pařízek hat in seiner Produktion für die heurigen Salzburger Festspiele in Kooperation mit dem Wiener Burgtheater nicht bloß aus der Geschichte zu berichten, sondern will die immerwährende Gegenwärtigkeit

des Krieges vor Augen führen. So zimmert er eine Inszenierung als wortreichen Feldzug, der vor allem aufzeigen will, wie der Krieg die Sprache um/färbt, prangert in Szene um Szene die Phraseologie voll falscher medialer Berichterstattung an, die Kraus als Basis für die Dauer-Manipulation der öffentlichen Meinung gilt. Allerdings geht der Plan, mit dem über hundert Jahre alten Stück vom moralischen Verfall der heutigen Gesellschaft zu erzählen, nur bedingt auf, denn er schrumpft das Kraus'sche Marstheater in einer losen Folge von Best-Off-Szenen auf das Niveau eines kabarettartigen Kammerspiels. Die Hundertschaften ikonischer Figuren, deren Kriegsbegeisterung Kraus seinen detailreichen Alltagsbeobachtungen in Wiener Cafés, Amtsstuben, Offizierskantinen und Straßenecken entlehnt hat, reduziert er geschickt, wenn auch ohne dramatische Steigerung, auf ein siebenköpfiges Ensemble in Vielfachbesetzung, das stellvertretend für alle anderen mit ähnlichen Eigenschaften im Stück steht – ein Panoptikum Kraus'scher Fantasie.

Auch Pařízek legt einen deutlichen Schwerpunkt auf die Rolle der Medien und streicht unterschiedliche sprachliche Idiome markant heraus: so lässt er die martialischen Reden der Kriegsreporterin Schalek, für Kraus eine Schlüsselrolle im allgemeinen Kriegspiel, mit rollendem Meidlinger »l« abspulen, während er den Feldkurat Kölsch sprechen und den »Nörgler«, hier besetzt mit einer jungen Frau, im Schweizer Dialekt vom Bühnenrand kritisch kommentieren lässt – eine Entscheidung, die sich bis zum Schluss nicht entschlüsselt. Grandios geraten die kabarettistischen Streitszenen des populistischen deutschen Politikers und Kriegsprofiteuers mit seiner exzentrischen Ehefrau und Schauspiel-Diva.

Ein Würfel als Symbol

Die Aufführung setzt ein am Vorabend des Ersten Weltkriegs; auf der Bühne ein gigantischer Kubus im ansonsten weitgehend leeren Raum – eine Art Würfel, der als Symbol der kontingenten Handlung herhalten muss. Auf die Wände des Würfels werden mit Overhead-Folien Projektionen historischer Zeitungsauschnitte und Fotos geworfen, ergänzt von Live-Video-Einspielungen, die auf heutigen Bühnen obligat geworden sind. Mehrmals im Ablauf fallen zwei der Holzwände mit lautem Knall zu Boden, verstärkt von der Live-Musik des Schauspielers, der in der Rolle des Feldwebels ungerührt über die Kriegsgräuel schwadroniert. Er agiert auf offener Bühne mit Gitarre, Gong, Alpenhorn und digitalen Sounds, um illustrativ das ununterbrochene Kriegsschrei samt Kanonenschüssen und anderweitigem Kriegsgeräusch zur akustischen Hintergrundkulisse zu abstrahieren. Neben ihm stehen der im breiten mitteldeutschen Dialekt näselnde Feldkurat und das deutsche Ehepaar sowie – alle überspielend – die Kriegsreporterin Schalek. Nur schade, dass die hervorragende Schauspielerin angehalten ist, diese Glanzrolle mit ihrem obszönen Zynismus und den bellizistischen Sprechblasen, deren Rhythmus die Aufführung diktiert, durch Dauergeschrei zur Karikatur zu entstellen.

Kammerspiel anstatt Kriegstheater

Unter den behände von Rolle zu Rolle wechselnden Schauspieler*innen befinden sich der Altmeister des ehemaligen Peymann-Theaters, Branko Samarovski, der als Patriot und Fleischer in der Manier eines Herrn Karl den Krieg verherrlicht – so lange, bis sein eigener Sohn eingezogen wird – , die einzige Figur, mit der man mitfühlt. Daneben brillant Peter Maertens und Dörte Lyssewski als deutsches Diplomaten-Ehepaar, beide in sarkastischer Überzeichnung zu unmenschlichen Popanzen aufgebläht, neben ihnen – im Spielduktus zurückgenommen – der Feldpfarrer und der Feldwebel, und die schrille Kriegsreporterin, gespielt von Marie-Luise Stockinger, die alle Aussagen der anderen zu Sprachhülsen einer profitgeilen Kriegsmaschine ummünzt. Ihr hat die Regie ein allzu enges Korsett in hoher Tonlage und akrobatischer Gestik verpasst, wohl gemeint als Zeichen von hypertropher Kriegshysterie, Zynismus und Amoral.

"Was empfinden Sie jetzt?"

Insgesamt bleibt die Inszenierung ihre zeitgenössische Botschaft – jenseits der Kraus'schen Anklage gegen das Verderbnis jeglichen Krieges – schuldig. Sie lässt merkwürdig kalt und erreicht erst nach der Pause gegen Schluss eine überschüssige Dichte. Wo sie aufrütteln sollte, wird über weite Strecken gebrüllt – wohl, um Intensität zu vermitteln –, wodurch die Figuren jedoch zu Schablonen degradiert wirken.

Nirgendwo spürt man, dass auch heute wieder Krieg ist! Dagegen mag auch die überraschende inszenatorische Wendung am Ende nichts auszurichten, wo die Nörgler-Frau mit einer Direktansprache ins Publikum wandert, um ihm gehörig ins Gewissen zu reden. Bei aller Anstrengung gehen auch diese Appelle über eine moralische Belehrung kaum hinaus. Gleichzeitig hebt und senkt sich auf der Bühne der schwere rote Vorhang mehrmals und gibt für Sekunden die Sicht auf Kurzauftritte einzelner Ensemble-Mitglieder frei mit der provokanten Frage: »Was empfinden Sie jetzt?«, auch dies ans Publikum adressiert. Summa summarum vermag der Abend trotz vieler beeindruckender schauspielerischer Leistungen nicht zu berühren, er rennt offene Türen ein vor einem Publikumskreis, der vom ersten Augenblick an darauf gestoßen wird, eigene Schlüsse aus den augenfälligen Parallelen des horrenden Geschehens zur Gegenwart zu ziehen.

Verharmlosung statt Verdichtung

In der deutschsprachigen Presse fielen die Reaktionen auf die Produktion durchwachsen aus, beginnend mit der Premiere bei den Salzburger Festspielen. Der Rezensent von »SWR Kultur« befindet, dass »die Inszenierung kaum je eine überra-

schende Erkenntnis bereit hält; keine Einsichten, die das eigene Denken herausfordern würden – außer vielleicht bei Anhängern rechtspopulistischer Parteien.« Und er resümiert, dass man hier »viel Aufwand für wenig Ertrag« betreibe. Ganz anders die Kritikerin der »Süddeutschen Zeitung«, die analysiert, dass sich die Brutalität »dieser beeindruckenden Inszenierung … gerade dadurch [entfaltet], dass man hier keine einzige brutale Szene sieht«, während der »Standard« von einem konzentrierten Abend spricht, der im zweiten Teil »seltsam ausrinnt«. »Die Presse« wiederum beobachtet eine Aufführung, die ihre Sache »originell und kühn« angeht, wenn sie auch im Endergebnis »Stückwerk« bleibe.

Dem wäre hinzuzufügen, dass bei all den guten Absichten durch die Reduktion auf eine Handvoll von Figuren und die Fragmentierung eines im Original bereits sehr fragmentierten Textes die historische Dimension der Handlung zum Format einer kommensurablen Revue verniedlicht wird. Damit ist dem politischen Theater, dem man diese Produktion gerne hinzurechnen möchte, kein guter Dienst erwiesen. Eine vertane Chance, die doppelt schwer wiegt angesichts des Mangels an zeitgenössischer Dramatik, die in der Lage wäre, das gefährliche weltweite Kriegstreiben in adäquate Worte zu fassen, sowie der Notwendigkeit, aus aktuellem Anlass, dem großartigen dramatischen Entwurf von Karl Kraus wieder neu zu begegnen. Die höchst brisanten Analysen und tragikomischen Warnungen des Meisters verhallen stattdessen in der milden Herbstnacht, die überschattet ist von angstvollen Vorahnungen eines möglichen Dritten Weltkrieges, der die allerletzten Tagen der Menschheit einläuten würde. Trotz alledem: hingesehen und ansehen! ◇